

Duret, Théodore

Autor(en): **Jedlicka, Gotthard**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **14 (1927)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

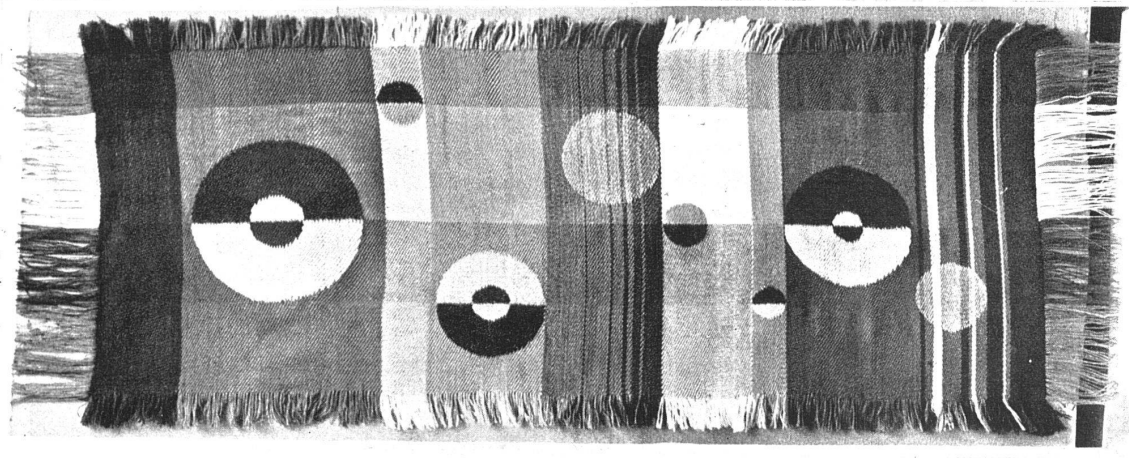
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



OTTO MORACH S. W. B., ZÜRICH / TEPPICH

THÉODORE DURET †

Die letzte Zeit hat der französischen Malerei und ihrer Geschichtsschreibung schwere Verluste gebracht: kurz nacheinander sind Gustave Coquiot und Gustave Geffroy gestorben, vor wenigen Wochen ist Monet begraben worden — und jetzt wird der Tod seines Freundes Théodore Duret gemeldet; und damit wird die Hoffnung vernichtet, die man bis jetzt noch im stillen getragen hat, die Hoffnung auf die Erinnerungen dieses Schriftstellers an die Maler seiner Umgebung, an alle bedeutenden Menschen, mit denen er zusammengekommen ist (und er ist in seinem beinahe neunzig Jahre umfassenden Leben allen Künstlern, Schriftstellern und Politikern seiner Zeit begegnet): es wäre ein reiches Buch geworden, und er hätte darin auch nicht den kleinsten Zug aus dem wiederholen müssen, was er in seinen andern Büchern gesagt hat — und wie reich sind die schon —; denn sein Leben hat viel mehr umfasst und hat sehr viel mehr enthalten als seine schönen Bücher, die man heute noch unterschätzt, auch nur ahnen lassen: und das geht nun alles ungestaltet mit ihm dahin. Er hat noch vor dem Krieg in Paris zu den Menschen gezählt, von denen man ziemlich gesprochen hat, die man vor allem überall gekannt hat: ein Vertreter jenes alten und doch so jung gebliebenen Geschlechtes, welches das zweite Kaiserreich noch erlebt und bekämpft und dann begeistert bei der Gründung der dritten Republik mitgeholfen hat und das durch die Kämpfe nicht hart geworden ist, sondern das sich durch alles hindurch seine Geschmeidigkeit erhalten hat — bis in die spätesten Lebensjahre hinein: vor wenigen Jahren noch hat Duret jeden Tag seinen langen Spaziergang an den gros-

sen Boulevards gemacht — er hat in der Nähe gewohnt — dann hat man sein Haus niedergerissen, und er ist an der Rue d'Amsterdam in ein fünftes Stockwerk gezogen: um sich körperliche Bewegung zu sichern und um sich dadurch jung zu erhalten, wie er mir einmal gesagt hat; man hat ihn auch in der letzten Zeit noch überall in den Ausstellungen sehen können: in einer Ausstellung von Guyszeichnungen bei Druet hat er dem Verkäufer Erinnerungen an Guys erzählt, er ist bei der Versteigerung der Sammlung Decourcelle dabeigewesen; denn er hat in seiner eigenen Sammlung ungefähr ebenso viele Lautrecbilder gehabt wie Decourcelle — und überall ist man ihm mit Achtung und Schonung begegnet: von seiner Erscheinung ist ein seltener Adel ausgegangen: ein schmaler, nicht sehr grosser Greis, der aber irgendwie den Eindruck schafft, er sei gross; der Kopf ist immer auf die eine Schulter geneigt und so von unten her dann nach oben gehoben; sehr kluge, feuchtschimmernde und erdferne Augen; ein junger, noch lebendig aufgebrochener Mund; ein voller und sorgfältig gepflegter Bart und ein so frisches Gesicht, dass man glaubt (und man glaubt es immer, wenn man ihm begegnet), er sei soeben von einem langen Gang in der freien Luft gekommen — in den kurzen trippelnden Schritten des bald neunzigjährigen Mannes ist eine unauffällige und doch ermunternde gerade Zielstrebigkeit — und wenn er nun redet: er redet in knappen und klaren Sätzen, die Stimme zittert, aber die Sätze klingen von Anfang bis Ende gleich stark, und sie haben eine greisenhafte Fülle: die Bemerkungen sind geschickt und bleiben doch warm: sie gleichen hin und wieder den trockenen Pinselstrichen seiner malenden Freunde, die nun alle gestorben sind, bis auf den

einen — Guillaumin — den man im letzten Herbstsalon gefeiert hat. Sein Leben ist am Anfang ziemlich bewegt gewesen, dann aber hat es in ruhige Bahnen gemündet: Duret ist 1838 in Saintonges in Südfrankreich geboren, hat in La Rochelle die Schulen besucht und ist hierauf nach Paris gekommen — und hier unternimmt er nun die verschiedensten Dinge: er tritt einer republikanischen Gruppe bei, wird als Fünfundzwanzigjähriger schon als Parlamentsmitglied vorgeschlagen, fällt durch, schreibt daraufhin Briefe über die Wahlen, macht sechs Jahre später einen neuen Versuch, der wieder misslingt, arbeitet an den verschiedensten politischen Zeitungen mit, überwacht die Ausgaben des Stadtarchitekten Haussmann, schmilzt zwei Zeitungen, die am Eingehen sind, in eine neue Zeitung — Tribune — zusammen, gewinnt ausgezeichnete Mitarbeiter, die man überall anhört, greift das zweite Kaiserreich bis zum deutsch-französischen Krieg ununterbrochen an; und wie auf das zweite Kaiserreich die dritte Republik folgt, wird er für eine kleine Weile Maire-adjoint des neunten Stadtkreises, entgeht nur zufällig dem Schicksal, erschossen zu werden, gibt nun eine Geschichte der drei ersten Jahre der neuen Republik heraus, hat dann Bedürfnis nach grossen Reisen, kommt einigemal um die Erde herum, sucht aber, wenn es nur irgendwie möglich ist, wenigstens einmal im Jahre in Frankreich sich aufzuhalten. Er hat schon einige Jahre vorher auf einer kleineren Reise durch Spanien in einem Hotel in Madrid zufällig Manet kennen gelernt (wiederum einige Jahre vorher hat er die Bekanntschaft von Courbet gemacht): durch Manet kommt er mit vielen andern Malern zusammen, mit Monet und Degas und mit den Schriftstellern ihrer Umgebung und verkehrt daneben, weil er eine grosse gesellschaftliche Begabung hat, in allen andern Kreisen, die von Bedeutung sind, und wird so langsam von dem abgelenkt, was früher seine ganze Teilnahme gefordert hat: seine Japanreise unmittelbar nach dem deutsch-französischen Krieg hat vor allem von sich reden gemacht; er hat sie mit dem Bankier Cernuschi zusammen ausgeführt, und wie die beiden zurückgekehrt sind, haben sie mit allen Mitteln so sehr für die japanische Kunst geworben, dass sie rasch allen Boden für sich gewonnen hat. Die Reise hat auch noch andere wichtige Folgen: Cernuschi stellt alles, was er in Japan gesammelt hat, zusammen und gründet ein eigenes Museum, das heute dem Staat gehört und seinen Namen trägt, und Duret schenkt seine Sammlung der Nationalbibliothek. Um das dreissigste Jahr herum tritt er in der Oeffentlichkeit zum erstenmal für die verkanteten Künstler seiner Umgebung ein; er verteidigt mit kurzen und sachlich geschriebenen Aufsätzen Courbet

und Manet, gewinnt seine Tätigkeit lieb, stellt sich entschieden mitten in die neue Bewegung hinein: hilft dem jungen Malergeschlecht als Kritiker und bald darauf auch noch anders: er springt mit seinen Mitteln überall ein, wo Not ist, und wenn die Künstler Geld brauchen, schreiben sie immer zuerst ihm, und sie brauchen ständig Geld. 1878 erscheint die erste bedeutende Schrift von Duret. Er redet in ihr von Monet, Pissarro, Renoir, Sisley, Berthe Morizot, und bringt sie den Franzosen ein wenig näher, indem er nachweist, dass diese Künstler nicht mit der Vergangenheit brechen, sondern sie weiterführen — und damit hat er bei einem allerdings kleinen Teil von Betrachtern schon gewonnenes Spiel. Er kämpft noch anderthalb Dutzend Jahre weiter, erzwingt die Achtung für seine malenden Freunde, und wie es ihnen gut zu gehen beginnt, da zieht er sich lautlos zurück und beichtet nur einem Freund den Vorsatz, von nun an lebendig begraben zu bleiben, und führt es — wie dankbar sind wir dafür — doch nicht aus: denn er schreibt von nun an in aller Ruhe — von seinem sechzigsten Jahre an — die Bücher, die für uns die reinlichen und bequemen Archive der ganzen Bewegung geworden sind: die Geschichte der Impressionisten, die Bücher über Manet, van Gogh, Lautrec, Renoir und schreibt sie in einer Art, die der Art der Impressionisten verwandt ist: sie haben eine sehr milde und teppichartige Ordnung, sie sind bescheiden und in einem besten Sinn namenlos: ganz einfach die Bücher, die die Impressionisten in Frankreich nötig gehabt haben, und man wird sie auch so lange lesen, als man sich mit diesem Malergeschlechte beschäftigen wird. — Zum Schlusse: man hat gesagt, Duret habe die spätere Malerei nicht mehr verfolgt und habe geäussert, er verstehe davon gar nichts mehr. Ich habe nun selber einmal in diesem Sommer noch mit ihm darüber geredet und setze seine Worte hierher: Es ist das Schicksal aller Künstler, in ihrer Jugend nicht verstanden zu werden oder nur von den Menschen verstanden zu werden, die ebenso jung sind: ich bin mit meinem Geschlecht jung gewesen und bin mit ihm alt geworden; ich hoffe, alt geworden zu sein, ohne dadurch auch lächerlich geworden zu sein: ich verstehe die Jungen nicht; aber das ist kein Urteil: die Grossen von morgen sind sicher unter denen, die wir heute noch nicht begreifen, und da jedes Geschlecht seine grossen Maler hat, sind sie irgendwie also schon da. Ein anderer Zug zeigt, wie jung der Neunundachtzigjährige geblieben ist; er lächelt, wie er mir sagt: Ich fühle mich wirklich noch jung. Darum bin ich auch in ein fünftes Stockwerk hinaufgezogen. Das verschafft mir Bewegung. Ich habe gestern auf der Strasse

einen Mann getroffen, der sich nur mühsam vorwärts bewegt hat: alle zwei Schritte bleibt er stehen, atmet tief auf und stöhnt dabei. Ich rede ihn an: Was haben Sie? Aber da braust er auf: Was ich habe? Ist das in meinem Alter erstaunlich, wenn ich ein wenig krank bin? Ich frage ihn: Wie alt sind sie denn? Er sagt mir: Fünf- undsechzig Jahre. Ich habe ihm geantwortet: Schämen Sie sich, junger Mann: Sie könnten mein Sohn sein, und dann hätte ich nicht einmal früh geheiratet. Ich bin neun- undachtzig Jahre alt und fühle mich noch sehr jung. Und noch ein anderer Ausspruch ist so hübsch, dass es schade wäre, wenn er sich allzurash verlieren würde: ein heiteres Testament literarischer Art; der alte Mann

hätte es jedem sagen können, der schreibt — zufällig hat er es mir gesagt: Sie schreiben ein Buch? Ich bin ein wenig älter als Sie; so sind Sie mir sicher nicht böse, wenn ich Ihnen einen Rat gebe: schreiben Sie das Buch ganz so, als ob man es nie herausgeben würde, schauen Sie nie nach links oder rechts; Sie dürfen nie fürchten, mit einer Bemerkung lächerlich werden zu können; wahrscheinlich ist gerade die Bemerkung dann gut — und wenn Sie doch an jemand denken müssen, so denken Sie meinerwegen an eine Freundin und ja nie an einen Schriftsteller oder einen andern Kritiker. Ich habe alle meine Bücher so geschrieben und bin dabei gut gefahren.

Golthard Jedlicka.

AUGUSTO GIACOMETTI ZUM 16. AUGUST 1927

Augusto Giacometti vollendet am 16. August sein fünfzigstes Jahr, und wenn er die Frage nach Rechenschaft, die ein solcher Tag wohl stellen mag, nicht zu scheuen hat, so liegt der Grund darin, dass er an seinem Leben ein Prinzip wahr gemacht hat, das Goethe in einem Gespräch mit Eckermann in die Worte fasste: «meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwicklungsstufen nie viel grösser, als was ich auch auf jeder Stufe zu *machen* im Stande war«. Diese Beharrlichkeit und zuversichtliche Selbstsicherheit im Ausbau der eigenen Begabung, die Klarheit darüber, was ihrem Wesen assimilierbar und möglich war, kennzeichnet seine Entwicklung so sehr, dass sie nicht wie ein Weg erscheint, der sich immer mehr von seinem Ausgangspunkt entfernt, sondern vielmehr das Bild konzentrischer immer grösserer Kreise bietet, die das Erreichte jeweils wieder einschliessen. Es ist, man braucht dies kaum mehr zu sagen, das mit einer seltenen Ausschliesslichkeit auf die Farbe, die farbige Schönheit und die farbige Ausdruckskraft gerichtete Wollen, das uns die Kunst Giacomettis kennzeichnet. In der Verwirklichung dieses Wollens nun zog er mit der beharrlichen Bedächtigkeit einer Natur, die ihren Kompass in sich trägt, immer weitere Möglichkeiten in den Bereich seines Ausdrucks, fand immer mehr eigene, reiche und verführerische Töne und bildete eine blühende Farbenwelt aus, die durchaus persönlicher Besitz ist. Wir pflegen einem Dichter die Fähigkeit, eine eigene Welt mit eigenen Gestalten aufzurichten, dadurch zu bestätigen, dass wir Menschen, die wir kennen, nach ihm benennen und sie etwa als kellerisch oder als Dickensfiguren bezeichnen. Es wird wohl kein geringes Lob sein, wenn es uns schon heute ab und zu begegnet, dass wir eine besondere Intensität der malerischen

Sprache, bestimmte farbige Harmonien als giacomettisch empfinden. Dass aber der Kreis derer immer grösser geworden ist, denen dieses Giacomettische wirklich eine Vorstellung ist, darf man hier und heute wohl anmerken. Und auch dem Fünfzigjährigen wird dies nicht gleichgültig sein. Denn auf der Höhe des Lebens pflegt einen wohl die besinnliche Frage nach dem Wert und der Wirkung, nach Frucht und Ernte anzuwandeln und hier darf sich dieser Künstler mit ruhiger Befriedigung umsehen: Seine Werke sind nicht nur das Privileg eines kleinen Kreises glücklicher Bildbesitzer, sondern die stattliche Reihe seiner monumentalen Schöpfungen, der Glasmalereien und Fresken (die den »Werk«-Lesern zum grössten Teil bekannt sind) wirkt in die Breite und die Ergriffenheit vieler zeugt für ihn. So ist er ein Beispiel dafür, wie eine an sich nach innen gerichtete Natur, eine sehr subjektive Kunst, weiter Ausstrahlungen fähig ist, wenn sie nur echt und von einer Ueberzeugung getragen ist. Diese Ueberzeugung aber ist der einfache — und doch selten gewordene — Glaube daran, dass es sich lohnt, etwas Schönes hervorzubringen. Er ist der eigentliche Lebensnerv der Kunst Giacomettis und von ihm geht nicht nur der Zauber seines Werkes aus — sondern was man an einem solchen Tag wohl einmal sagen darf — auch seiner Person.

E. P.

●

Die Redaktion des »Werk«, die sich den Glückwünschen ihres Mitarbeiters aufs herzlichste anschliesst, fügt noch bei, dass eine Monographie über Augusto Giacometti von Erwin Poeschel auf Weihnachten im Verlag Orell Füssli erscheinen wird, und dass das Kunsthau Zürich auf den Herbst eine grosse Giacometti-Ausstellung vorbereitet.

Glr.